

Säntisbesteigung am Vorabend vor Weihnachten

Es muss im Jahre 1904 oder 1905 gewesen sein. Das genaue Jahr ist aus seinem Bericht nicht ersichtlich. Die Recherche des Chronisten beim Eidgenössischen Wetterdienst und den Eintragungen der Säntiswarte bestätigen, dass in diesen Jahren – und bis 1908 – nur sehr wenig Schnee auf dem Säntis lag. Erst im Jahr 1912 ist die Strecke von Appenzell nach Wasserauen unter dem Namen Säntisbahn eröffnet worden. Obwohl geplant, hat die Bahn auf diesem Wege ihren Säntis nie erreicht. Urnäsch und Schwägalp waren schneller und haben sowohl der Säntisbahn ab Wasserauen als auch dem Bahnvorhaben ab Nesslau zum Säntis, den Rang abgelaufen.

So hiess es für die Wandergruppe mit Heinrich Federer, zu Fuss ab Appenzell zum Säntis zu gelangen. Heinrich Federer, hat in diesen Jahrzehnten ausserordentliche Distanzen, mit dem Zug, aber vor allem zu Fuss, über verschiedene Alpenpässe und nach Italien bis Rom unternommen. Im Buch «Wanderer in Italien», lässt er den Leser an seinen Begegnungen mit Land und Leuten teilhaben. Ein einfühlsamer Wanderführer, der auch heute noch begeistert. (Kann von der Chronikstube zum Lesen ausgeliehen werden...)

Zum 1200-jährigen Bestehen von Jonschwil im Jahr 1996 hat der Thur-Verlag, Markus Egli, Jonschwil als Herausgeber mit den Autoren Bernhard Sohmer, Pfarrer in Jonschwil von 1975 bis 1991) und Edwin Schweizer (Hch. Federer-Kenner mit eigenem Archiv) das Buch «Lachweiler Tage» herausgegeben. Kaplan Heinrich Federer, obwohl nur 6 Jahre, von 1893 bis 1899, in Jonschwil tätig, hat dem Dorf von damals 1190 Seelen, bleibende Erinnerungen hinterlassen. Mit «Lachweiler Geschichten» Auflage 1924; 27 Tausend, «Jungfer Therese» Auflage 28 Tausend, «Papst und Kaiser im Dorf», 15 Tausend, «Vater und Sohn im Examen», «Unser Nachtwächter Prometheus» und «Der gestohlene König von Belgien» je 12 Tausend, hat der Dichter Kaplan unseren Ort, in der Schweiz und vor allem in Deutschland, bekannt gemacht.

Heinrich Federer Säntisbesteigung am Weihnachtsabend

Seit Jahrhunderten vielleicht hat der graue Berg um diese Zeit keines Sterblichen Fuss auf seinem Nacken verspürt.

Jetzt, nachdem der Sport und die Begeisterung wieder Tausende in die rauschenden Bergtäler und auf die windumflatterten Kämme unserer Alpenheimat gelockt haben, jetzt, wo der Tourist sich die Füsseisen losschnallt und einen warmen Ofen dem schönsten Gletscher vorzieht, jetzt liest es sich vielleicht mit Behagen, wie an der Weihnachtsvigil vorigen Jahres drei Kameraden den Scheitel des Säntis erstiegen haben, zu einer Zeit also, wo der graue Berg vielleicht seit Jahrhunderten keines Sterblichen Fuss auf seinem Nacken verspürte. Ich rechne die einsamen Höhenklausner auf der meteorologischen Station ab, die jahrein, jahraus auf dem Gipfel hausen und ihre grundgescheiten Wetterbeobachtungen unseren Tagesblättern zur Beachtung anvertrauen.

Am Abend des 23. Dezember brachen wir von Appenzell auf. Nirgends im Hochtal ein Streifen Schnee. Sonst ist es die innerrhodische Metropole gewohnt, um diese Zeit den schneeweissen Hermelin dicht um ihr behäbiges Weichbild zu schlagen. Aber jetzt lachen die Hütten noch und schauen weit oben am Bannwald über die falben Alpen hinunter.

Von Appenzell geht die Strasse der mageren Sitter entlang. Wir schenken dem lieblichen Weissbad einen freundlichen Gruss. Wäre es Sommer, wir kehrten ein und setzten uns unter eine schattige Kastanie und schlürften einen schwarzen, heissen Kaffee, dieses ausgezeichnete Präludium für die folgende Berg-Sinfonie. Aber heute marschieren wir ungerührt vorüber und stehen rasch an der Bachbrücke, dem Scheideweg für den Hohen Kasten oder Säntis, wo wir schon zweimal unschlüssig gestanden und noch jedesmal dem König Säntis den Vorzug gegeben haben. Auch diesmal schwenken wir nach rechts.

Die Wanderung führt durch die einsamen Weiden Wasserauens, ein ebenes Tal, rechts und links von gewaltigen Ausläufern der Säntiskette ummauert. Ein Bächlein gluckst aus zerbrochenen Eisschalen neben uns, ein Wasser, das immer etwas zu plaudern und zu singen weiss, wie ein lustiger Wandergeselle. Bald wird wohl die Eisenbahn durch dieses idyllische Tal pfeifen, uns zum Greuel! Denn man kann sich kaum etwas Lieberes als diese stille Flur denken, die kaum eines Spatzenschnabels Lärm unter bricht.

Wir wundern uns über das Seltsame des heutigen Winters: nirgends einen Fleck Schnee, keinen Nebel, keine Wolken. Warme, weiche Luft weht uns entgegen und doch ist es Abend, Dezemberabend! Sonst hängt um diese Zeit von der Halde der dicke, weisse Winterpelz der Natur ins Tal herunter, und die Tannen haben alle Arme voll Schnee. Jetzt erblickst du kaum rechts und links vom Girensitz, oder wie jener Gipfel heisst, der aus dem Hintergrund jäh gegen die Mulde des Seealpsees vor springt, schwache Züge von hingestreuten Schneekörnern. Das ist aber schon eine Höhe von zweitausend Metern.

Endlich steigt der Weg an. Links im Tobel stöhnt der Bach, voller Steine, wie ein in ewigen Jammer gebetteter Gefangener. Über den Zacken der Bergwand flimmern Stern um Stern auf, stille, einsame Wintersterne, die aus der kühlen Höhenluft silbern auf die alte, ehrwürdige Mutter Erde herabschauen. Jetzt fängt ein Zugwind vom See her zu blasen an, wir frieren ein wenig. Links und rechts an den überhängenden Felsen des Aufstiegs, wo zur Sommerszeit überall feine Wasserfäden glitzern, versilbern nun die schönsten Eiskerzen das graue Gemäuer. Auf der Bank in einer Felsennische untersuchen wir nochmals unsern Proviant im Rucksack: gesottene Eier, harten Spalenkäse aus Unterwalden, Kirsch, Zucker, schwarzen Kaffee, Schnüre, Zündhölzchen, Messer, Taschenlaterne, auch einige Schnitten gedörrtes Fleisch finden sich beim Zwieback und eine Flasche Wein. Das Fleisch soll beim Wirtshaus oben am Seealpsee aufgegessen werden. Nach Mitternacht haben wir Vigilfasttag, dem bleiben wir auch auf dieser Bergkraxlerei treu.

Den Mantel umgeworfen, geht es singend und jauchzend weiter, bis plötzlich der Weg über ein schmales Brücklein und dann durch dürres Waldgezweig zur Schenke führt.

Kaum weiss ich einen hübscheren Rastort im Sommer. Auf der von herrlichem Forst bestandenen Halbinsel steht das einfache, einstöckige Haus, worin eine sehr energische, lustige Wirtin das Szepter führt. Unvergleichlich sitzt es sich da vor der Kneipe, unter den Wipfeln der

Buchen und Tannen, die sich Sommermärchen im Traume zuflüstern, drei, vier gute Freunde um den kleinen Tisch geschart, eine Flasche echten Veltliners schlürfend und dazu einen warmen Schübling verzehrend, das Meisterwerk der St.Galler Metzgerzunft. Man löst den Hemdkragen, reißt die Weste aus den Knöpfen und fühlt eine seltsame Urfreiheit durch alle Adern und Nerven rieseln, die Freiheit des Hirtenbuben auf der Alp. Oben glühen die Nachtaugen des Himmels, und die Luft schüttet ihre warmen Wellen über unsere Stirnen. Der dunkle, vom Sternenschein da und dort aufleuchtende Alpsee blitzt zwischen den Stämmen durch, indessen der Schiffsknabe hingeht und den Kahn zur nächtlichen Seefahrt herrichtet.

Jetzt freilich sieht es anders aus! Fenster und Türen sind verschlossen, kein Nachenführer ist da, und die Wirtin und ihre klirrenden Flaschen schlafen drunten in Appenzell. Aber Tisch und Stuhl steht notdürftig da, und wir halten gemütliches Nachtmahl. Wie das hier oben schmeckt! Unser Gefährte Hans findet, trotz Dunkelheit, die dicksten Schnitten, und Freund «Knirps» füllt die Becher mit besserem Anstand als selbst der einst so geschickte Mundschenk Pharaos. Hoch an der Felswand rechter Hand glaube ich etwas Weisses zu erblicken. Es mag der Äscher sein, das fröhliche Wirtshaus beim Wildkirchli, wo Einsiedler von bösem Herzleiden genasen. Das Kirchlein selber liegt schon hinter der Felsecke und ist von hier nicht ersichtlich.

Es mochte zehn Uhr sein, als wir aufbrachen. Da der See anscheinend überfroren war, durften wir nicht an eine Überfahrt denken. Vielleicht hinübermarschieren? Hätten wir uns nur in Appenzell näher erkundigt. Es hatte einen dämonischen Reiz, vom Ufer aus die ersten Eisplanken auf ihre Stärke zu prüfen und gleich auf die weite Eisfläche hinauszugleiten. Der Teufel der Verwegenheit packte mich an der Zehe. Aber das sonderbare Gurgeln von Ferne und die Sage von der nicht messbaren Tiefe des unheimlichen Alpenwassers hier ernüchterten mich. So machten wir den Umweg und umwanderten den See zu zwei Dritteln, bis der steile Zickzackweg, «Katzensteig» genannt, uns an scheinbar unbesteiglichen Bergwänden geradewegs vom See empor auf die obern Alpen führte. Der Seealpsee, sonst eine tiefgrüne Gebirgsflut von bestrickender Schwermut und melancholischem Zauber, sah jetzt, vereist und glanzlos, wie ein vom Tode gebrochenes Menschaugen zu uns aus immer schreckhafterer Tiefe empor. Während wir mühselig den gefrorenen und darum recht rutschigen Pfad emporklettern und uns möglichst an die Innenseite halten, umgibt uns eine nie empfundene Totenstille. Im Sommer hörten wir nachts die Murmeltiere ihren schrillen Pfiff tun, Insekten zirpten im Gras, aus den Tiefen klirrte der eisenbeschlagene Bergstock eines Nachzüglers, und von den fast überhängenden obern Alpweiden klang die Schelle einer nächtlich grasenden Kuh. Jetzt aber herrscht solche Schweigsamkeit, dass man beinahe die Sterne durch den dunkelblauen Horizont rudern und ihre Lichter flackern hört. Endlich ist die Meglisalp erreicht, eine rasenweiche Bergterrasse, aus der rücklings die Schultern und Häupter des Altmann und Säntis hervorstechen. Es geht durch knisterndes Gras und rauhe Reifkörner am Wirtshaus vorbei, das hier, halb Kneipe, halb Hotel, den letzten Ausschank bietet, ehe man in die unwirtlichen Regionen der Felsen und Schneetrichter hinaufklettert. Natürlich ist es jetzt leer und verrammelt.

Bald treten wir aus allem Leben heraus in eine tote Steinwüste. Zwischen Altmann und Säntis zieht sich nach Breite und Tiefe eine ausgedehnte Bergfalte in die Höhe, übersät mit haushohem Felsgeröll, kreuz und quer ineinandergeschobenen Trümmern, massigen Steinblöcken und tiefen Schneelöchern. Stellenweise liegt hier Schnee, fest und glatt ans Gestein gekittet, manchmal liegt der Boden bloss, und man erkennt die roten Kreuze, die den nachts nicht sehr deutlichen Weg bei einigem Sternenschein zur Not kennzeichnen. Dann und wann müssen wir über einen aufgerollten und festgefrorenen Schneehaufen stampfen. Öfter verlieren wir den

Weg und sehen uns alsdann überall genötigt, schwarzen tiefen Steingraben auf zeitraubendem Umweg auszuweichen. Weiter oben münden wir wieder richtig ein, aber Hans hat inzwischen auf dem Irrweg seinen «Nasenklemmer» verloren, und es ist unmöglich, ihn unter den erschwerten Umständen wieder zu finden. Schade, denn mit getrübttem Blick wird er nun beim gemeinsamen Genuss der Aussicht auf dem Gipfel zu kurz kommen.

Mitunter verwandelt sich der steinige Weg in grobe Felstreppen. Nichts wird auf die Dauer beschwerlicher. Ich ziehe den steilen «Geissenpfad» der bequemsten Stiege vor. Denn das Knie wird beim Treppensteigen zu viel schärferer Muskelspannung und daher zu rascherer Ermüdung gehetzt.

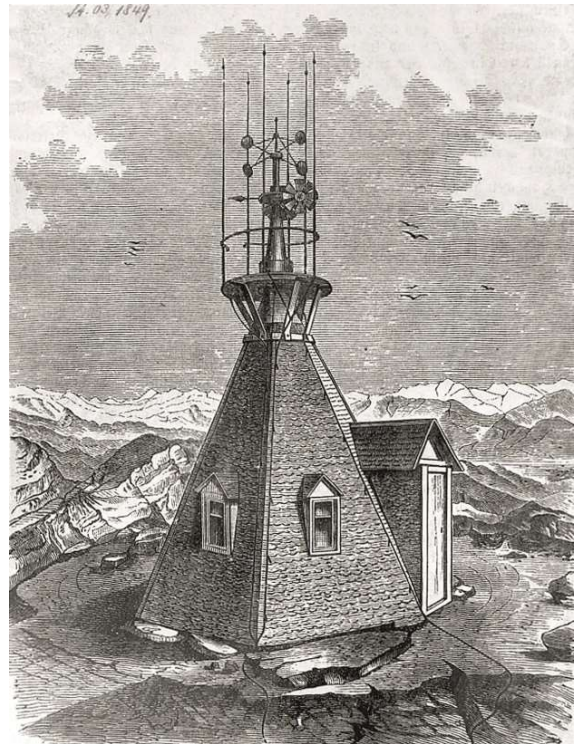
Wir marschieren am rechten Saum der Bergfalte aufwärts. Hier ist die Luft wieder ruhig und weich. Die hohen Gebirgswälle halten auf beiden Seiten die Windstösse ab. Durch das Zwielicht der Sternennacht erscheint der Altmann kaum um Steinwurf weite entfernt. Und doch würde es Stunden kosten, ihn zu erreichen. So leicht täuscht die Höhenluft. Scharf zeichnen sich im Schnee die zackigen Umrisse des dunkelgrauen Gesteins ab, das hier so wirr und grossartig herumliegt, als hätten da Riesen gekegelt und am Ende das Spielzeug ordnungslos liegen lassen. Selbst auf Gebirgszügen von drei- bis viertausend Metern Höhe traf ich selten ein so überwältigendes Trümmerfeld an. Das Amen nach jeglichem Leben fiel mir ein. In Wahrheit, welch gewaltige Predigt von Tod und Vergehen halten diese zerbröckelnden Berggewaltigen!

Je höher es geht, desto mehr Schneefelder treten in Sicht. Vom Lande herauf hätte man meinen können, der Säntis wäre völlig schneefrei. Aber in diesen Schattenhalden, wo selbst im heissen Juli den Durstigen noch kleine Gletscher und Schnee-Zisternen erwarten, hat jeder Oktober- und Novemberregen einige tapfere Schneebälle geworfen. Es hält mitunter schwer, bloss mit dem Eisenspitz über glitschige, schneeüberdachte Plätze wegzukommen. Allein, wir haben uns in den Bündnerbergen an grössere Gefahren gewöhnen müssen und lachen über jeden erzwungenen Kniefall, den wir vor der Majestät des Säntis tun. Im Übrigen halten wir uns stramm an die Gesetze des Bergtouristen, was die Prüfung des Terrains betrifft, die Handhabung des Stockes, das Überqueren steiler Felsbänder und das Begehen von Schneefeldern. Und das war gut, denn wir verloren im Halbdunkel öfter den Weg und ermüdeten erst nach einigen Verirrungen beim letzten steilen Aufstieg in den Pass. Ein einziges Mal kamen wir indessen in Aufregung, als «Knirps» zum Spass in einen Schneetrichter hinunterstieg und plötzlich mit gut gespielter Schreckensruf vor unseren Augen verschwand. Als wir angstvoll hinabkletterten, unter beständigem Rufen und Locken, und als Hans schon Miene machte, das dunkle Steinloch zu untersuchen, tauchte unter höllenhässigem Gespött der hinterlistige Kerl aus der Tiefe und weidete sich an unseren langen Gesichtern.

Über uns, beinahe lotrecht, schimmerte die weisse Hotelwand. Der letzte Zickzack da hinauf schien nur noch etliche Sprünge zu kosten und nahm in Wirklichkeit doch noch eine halbe Stunde weg. Sechs, sieben Meter unter dem verlassenen Gasthaus lagerten wir uns bequem in einem felsigen Unterschlupf. Droben zog jedenfalls ein scharfer Wind, dem wir bis zum Sonnenaufgang nicht standgehalten hätten. Ruhig kauerten wir mit überschlagenen Beinen nebeneinander, tranken etwas Kaffee und Cognac und suchten Ost und Süd zu erforschen, wo sich uns im dämmernden Grau des Morgens immer weitere und deutlichere Gebirgsbilder aufrollten. Als der erste bläuliche, dann gelbrote Streifen wie ein blutiger Schnitt am untersten Horizont aufklaffte, erste Andeutung des kommenden Naturspiels, da wanderten wir am Wirtshaus vorbei und neben der Wetterstation die Felsstiege empor zum Gipfel. Wirklich fegte

ein wütender Wind über den nackten Boden und nötigte uns, den Rücken an das kleine mit allerlei Gerümpel gefüllte Häuschen auf dem Gipfel zu lehnen. Auch so noch schien der wehende Frost kaum erträglich. Aber welch eine Aussicht!

Eine aufgerollte Weltkarte und darüber ein unermesslicher Himmel. Von den zwei Türmen des Münchner Frauendoms, über den ganzen hingestreckten Bodensee, durch das Massiv der Urschweiz, in die hintersten Kletterzüge der Berner- und Walliser Alpen geht eine Querlinie. Die andere beginnt drunten im Elsass, läuft durch den Jura, das Mittelland, in die Glarner Gräte, darüber hinaus in die tausendgipflige Bergwelt Bündens, Vorarlbergs und Tirols und weiter, wo der Grossglockner wie ein Riese zum Ortler im Süden und zur wuchtigen Bernina fürstlich hinübergrüsst. Ganz nahe stehen die Churfürsten, hinter deren schattigen Hängen der Walensee gähnt. Die Aussicht vom Säntis ist schrankenlos. Man mag es bedauern, dass kein naher Berggipfel seine Gletscher und Abgründe so eindrucksvoll darbietet, wie sie vom Faulhorn und Brienz Rothorn aus das Auge sättigen. Die eigentlichen Hoheiten der Alpen sind eben zu entlegen. Dafür entschädigt, dass man über eine eindrucksvolle Gesamtheit von schier unentwirrbar ineinander gestossenen Ketten und Gipfeln sieht, daneben aber auch das Hügelland und die weite nordische Ebene geniessen kann. Hier und da glitzert ein Wasserspiegel, winkt eine schmucke Dorfschaft, wie etwa aus der Tiefe Urnäsch, noch weiter unten Wil, noch weiter die thurgauischen und zürcherischen Landstädtchen. Aus der Ebene zieht und schrumpft es sich dann zu Falten und Hügeln zusammen, schwellt allmählich in starken Aufbauschungen der Erde an, bildet harmlose Seitentäler und tiefe Bachtobel, steigt höher und höher, bis es sich in steinernen Quadern und Säulen zum eigentlichen Berg aufbaut. Wer auf dem Säntis steht, hat das Gefühl, auf der Spitze der Bergwelt zu stehen. Denn gegen Mitternacht findet sich keine Erhebung mehr, die auch nur in Drittelshöhe zu ihm aufwächst. Der Säntis ist gewissermassen die letzte Note im erhabenen Bergpsalm der Alpen, der letzte, der sein Haupt über die Höhe des Gemssprunges und Falkenfluges hinaus in die Wolken ragen lässt.

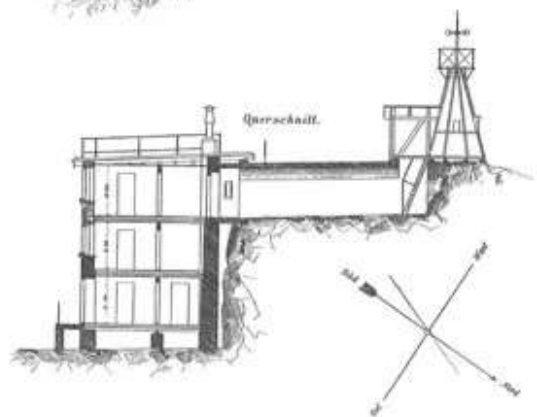
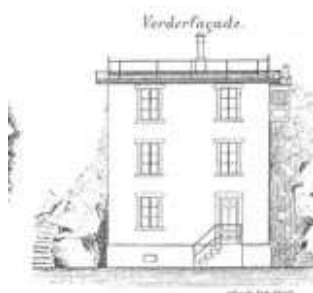
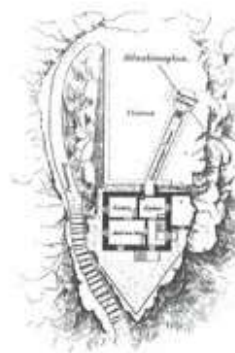


Immer heller wird es. Die Bänder im Osten lodern wie heisse Brände, violett, rot, gelb, und mit ihnen im Einklang fangen die Eiszinken der Höhenwelt alle zu leuchten und zu lodern an, als ob die Natur ein grosses Feuerwerk abbrennen wolle. Endlich rollt sie herauf in wogenden Goldströmen, die herrliche, glühende Sonne! Duftige Wolken umkräuseln sie, wie zum Beifall hingeworfene rote Rosen vor einer Bühnenheldin. Sie aber steigt majestätisch höher in den aufblauenden Himmel. Die Schatten in den Tälern zerrinnen und die vielen Lichter erlöschen, die wir vorher überall leuchten sahen und nach deren Ausdehnung und Richtung wir die Ortschaften bestimmt hatten. Kleine, stille Nachtlichter waren es gewesen, bei deren Schein tausend Kinder unruhig schliefen, weil sie das Christkind an den letzten Vorkehrungen für die Weihnachtsbescherung im Hause vermuteten.

Und welche Stille! Die Stille des Winters! Kein Vogelpfiff, keine Herdenglocke, kein Touristengekreisch. Aber auch kein Aufschimmern von bunten Sommerfarben, von saftigen Laubwäldern, sondern alles gleicht in den matten Farben dem Verbleichen. Diese Einfärbigkeit wirkte in der Ebene geradezu überwältigend, grenzenlos. Das geht und schweift hinaus in unbegreifliche Ferne, ohne merkliche Abstufung in Ton und Form, und verliert sich mit dem Himmelsrund zuletzt in einerlei Färbung von grau und blau. Nie bin ich der Ahnung, was endlos und ewig sei, inniger bewusst geworden.

Im Süden und Osten freilich deckte das lauterste Schneeweiss die Tausende von Bergrücken und Spitzen. Schnee, Schnee und immer nur Schnee, soweit du spähest. Selten ein dunkler Felsriss oder ein aufdämmerndes Tal dazwischen. Die Luft war hell wie geschliffenes Glas, und wir konnten ohne Mühe Einzelheiten entdecken, die uns der klarste Sommermorgen nie enthüllt hätte. Dem zwickerlosen Hans musste ein Fernrohr und unsere Erklärung, so gut es ging, über den Schaden hinweghelfen.

Aber die Mark und Bein durchschauende Kälte zwang uns nach wenigen Minuten schon, das Schwärmen, Philosophieren und Dozieren samt den blaugefrorenen Händen in die Hosensäcke zu stecken und eine windgeschützte Halde in der Nähe aufzusuchen. Dort schlürften wir den selbstgekochten Tee, assen tüchtig Käse und Appenzeller Semmeln und erklommen, nachdem die Sonne höher gestiegen, nochmals den Gipfel. Aber die Brise brauste und pfiff um unsere schlotternden Hosen ärger als zuvor. Die Wächter auf der meteorologischen Station sahen wir mit keinem Auge. Wir hätten den abgeschlossenen Eremiten gerne einen Gruss aus dem Lande der Menschen überbracht.



So ging es denn abwärts. Im ersten Unterschlupf berieten wir den Abstieg. Über das Öhrli, die Altenalp Tümm, den Sattel und vom Schäfler zur Ebenalp hinab? Doch bei unserer Ausrüstung war dieser Weg nicht ratsam, ja sogar halsbrechend. Einen Versuch, gegen das Obertoggenburg hinüberzukommen, gaben wir nicht um der Gefährlichkeit, sondern der zeitraubenden Erforschung des Terrains wegen sehr bald auf. Wir bezweckten ja keinen «Gewaltsmarsch», sondern ein behagliches Wintervergnügen. Das war gelungen.

Ich übergehe den gemütlichen Abstieg nach der Meglisalp, das Blumensträusschen, von son-
niger Halde gelesen - man denke am 24. Dezember! den munteren Gang auf dem Eisboden
des Seealpsee und den fröhlichen Jass in Weissbad. Als wir nach Appenzell kamen, hing die
Nacht in die Gassen herein, hinter verhangenen Fenstern steckte wohl manche Mutter die
Christbaumlichter auf, und die Glocken läuteten die heilige Christnacht ein.

Heinrich Federer

Heinrich Federer auf
einer Exkursion zum
Nufenenpass mit
seinem Schriftsteller-
freund
Johannes Jegerlehner
(rechts).
Fotografie,
1908 (Schweizerische
Nationalbibliothek,
Bern).



Heinrich Federer,
portraitiert von
[Anton Stockmann](#)



Heinrich Federer

Geboren am 6.10.1866 in Brienz, Kanton Bern,
gestorben in Zürich am 29.4.1928.

Was er auf langen Wanderungen in Italien notiert
hatte, verarbeitete er ab 1911, nachdem er mit den
»Lachweiler Geschichten« ein fulminantes Debüt er-
lebt und sich eine Existenzgrundlage geschaffen hatte,
zu Erzählungen und Romanen. Neben seinen italieni-
schen Novellen – am berühmtesten »Sisto e Sesto«
(1913) – nahm er sich mit »Berge und Menschen«
(1911) und »Pilatus« (1912) auch der damals beliebten
Gattung des alpinen Heimatromans an, was ihm Best-
seller-Erfolge in Deutschland, aber auch die Klassifizie-
rung als Heimatschriftsteller einbrachte. Dabei wurde
oft übersehen, wie radikal Federer in sozialer Hinsicht

dachte und wie entschieden er auf der Seite der Benachteiligten stand. Sein Bestes lieferte
Federer in jenen Büchern, die aus eigenem Erleben gewachsen sind: im Kindheitsroman »Das
Mätteliseppi« (1916), in den Jugenderinnerungen »Am Fenster« (1927) und in den unortho-
doxen Priesterromanen »Jungfer Therese« (1913) und »Papst und Kaiser im Dorf« (1924).

Werke Heinrich Federers

- Ich lösche das Licht, Berlin 1930.
- Am Fenster, Berlin 1927.
- Unter südlichen Sonnen und Menschen, Bonn a. Rhein 1926.
- Das deutscheste ABC, Heilbronn 1926.
- Regina Lob, Berlin 1925.
- Wander- und Wunder-Geschichten aus dem Süden, Berlin 1924.
- Papst und Kaiser im Dorf, Berlin 1924.
- Der gestohlene König von Belgien, Berlin 1922.
- Felix Xylanders Leidenschaft, Zürich 1922.
- Vater und Sohn im Examen, Berlin 1921.
- Spitzbube über Spitzbube, Berlin 1921.
- Der Fürchtemacher, Freiburg im Breisgau 1919.
- Das Wunder in Holzschuhen, Freiburg im Breisgau 1919.
- Gebt mir meine Wildnis wieder! Freiburg im Breisgau 1918.
- In Franzens Poetenstube, Freiburg im Breisgau 1918.
- Patria! Freiburg im Breisgau 1917.
- Eine Nacht in den Abruzzen, Freiburg im Breisgau 1917.
- Unser Herrgott und der Schweizer, Zürich 1916.
- Das Mätteliseppi, Berlin 1916.
- Das letzte Stündlein des Papstes, Heilbronn 1914.
- Jungfer Therese, Berlin 1913.
- Sisto e Sesto, Heilbronn 1913.
- Pilatus, Berlin 1912.
- Die Manöver, Zürich 1912.
- Lachweiler Geschichten, Berlin 1911.
- Berge und Menschen, Berlin 1911.
- Der heilige Franz von Assisi, München 1908.

Ehrungen und Auszeichnungen

- 1922 Ehrengabe der Schweizerischen Schillerstiftung
- 1925 Gottfried-Keller-Preis
- 1926 Gesamtwerkspreis der Schweizerischen Schillerstiftung
- 1927 Ehrendoktor der Universität Zürich
- 1927 Ehrenbürger von Sachseln
- 1966 100. Geburtstag - Briefmarke aus der Pro-Patria-Serie

Quellen

- Heinrich Federer – Lachweiler Tage (mit freundlicher Genehmigung von Markus Egli, Thur-Verlag)
- Schweizerische Nationalbibliothek, Bern
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Säntisbahn>
- Chronikstube Gemeinde Jonschwil; Heinrich Federer / Bücher, Briefe, Notizen